

Sarah Combs
SCHMETTERLINGSWOCHEN



DIE AUTORIN

Sarah Combs gibt Schreibseminare an einem gemeinnützigen Literacy Center in Lexington, Kentucky, wo sie mit ihren zwei kleinen Söhnen, zwei pazifistischen Jagdhunden und ihrem Mann lebt, den sie in einem Strebercamp kennengelernt hat, das durchaus gewisse Ähnlichkeit mit dem aus »Schmetterlingswochen« hatte.

Mehr über cbt auf Instagram unter
[@hey_reader](#)


Sarah Combs

Schmetterlings- wochen

Aus dem Amerikanischen
von Eva Hierteis



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2018

© 2014 by Sarah Combs

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Breakfast Served Anytime* bei Candlewick Press

© 2018 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Amerikanischen von Eva Hierteis

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagmotive: © plainpicture/Cultura/

Chev Wilkinson

mb/mi · Herstellung: ang

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31048-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für die echten Strebercamp-Leute,
allen voran Ericka Quezada-York
(der ich den Titel gestohlen habe)*



*Huston Barrow Combs
(der mir das Herz gestohlen hat)*

Haltet stets die Augen nach Wundern offen.

E. B. WHITE



Ins kalte Wasser

Die Schmetterlinge zeigten sich zum ersten Mal in der Nacht, bevor ich ins Strebercamp fuhr. Der erste tauchte völlig unerwartet auf: ein blauer Bote aus einer anderen Welt, der auf der Windschutzscheibe des röchelnden Chrysler LeBaron, den ich erst vor ein paar Monaten von meiner Großmutter geerbt hatte, seine Flügel hob und senkte. Carol saß neben mir auf dem Beifahrersitz, und als ich sie am Knie anstupste und darauf deutete, rückte sie ihre Sonnenbrille nur ein Stück nach vorne, starrte den Schmetterling an, als könnte er eine ansteckende Krankheit übertragen, und meinte: »Die sind überall, Glo. Es ist eine richtige Plage.«

Danach begann ich, die blauen Schmetterlinge auf einmal allerorten zu entdecken, wohin ich auch sah – ein bisschen wie wenn man ein neues Wort aufschnappt und es einem plötzlich ständig über den Weg läuft.

Allerdings kann ich mich nicht erinnern, wann ich mal *nicht* nach Zeichen Ausschau gehalten hätte. Mit zwölf schlich ich zum Beispiel in regelmäßigen Abständen auf Zehenspitzen zu unserem mondbeschienenen Briefkasten hinaus, weil ich allen Ernstes erwartete, darin (um Mitter-

nacht an einem x-beliebigen Dienstag!) einen Liebesbrief in ägyptischen Hieroglyphen oder eine Einkaufsliste in der zittrigen, unleserlichen Handschrift des Geists von Boo Radley zu finden. Gebt mir einen Glückskeks, einen Magic-8-Ball, eine Blaue-Schmetterlings-Plage und ich erkenne darin hundertpro irgendeine dringende Botschaft des Universums. Fragt Carol: Ihr zufolge bin ich eine Meisterin in der Kunst der geheimen Kommunikation, aber die volle Nullcheckerin, wenn abzusehen ist, dass sich wirklich was zusammenbraut. Was im Strebercamp geschah? Genau das. Ich habe es null kommen sehen, nicht mal ansatzweise.

Dieser erste magische blaue Schmetterling blieb die komplette Fahrt bis zum Dairy-Queen-Schnellimbiss auf der Windschutzscheibe des Münchs sitzen. Das ist eine Erfindung von Carol: der Münch wie in LeBaron – der Baron – von Münchhausen. Carols Vater ist Psychologe, deshalb spricht sie immer über Zeug wie das Münchhausen-Syndrom. Sie hat schon Diagnosen für unsere halbe Klasse erstellt, und das Münchhausen-Syndrom ist allem Anschein nach das, was Sophie Allen hat, weil sie ständig Krankheiten vortäuscht, um sich vor dem Sportunterricht zu drücken. Laut Carol bin ich ziemlich normal, habe aber einen Hang zur Übertreibung und sollte an meiner Impulskontrolle arbeiten. Impulskontrolle? Im Ernst? Wir saßen gerade mal zehn Minuten im Auto, und Carol hatte ihrem Freund Oscar, der wie ein kubanischer Halbgoth aussieht, mindestens 4000 SMS geschrieben.

Nicht zuletzt deshalb konnte ich es kaum erwarten, dass

das Strebercamp losging: Ich war verpflichtet, meinen ganzen Kommunikationstechnikkram abzugeben, wenn ich dorthin ging. Laut der Hochglanzbroschüre verfolgt das Strebercamp das Konzept, Kentuckys »hellsten und klügsten Köpfen« unter den angehenden Zwölfthklässlern einen Vorgeschmack auf das Collegeleben zu vermitteln. Deshalb muss man sich auch einen Kurs aussuchen und all so was. Erst habe ich mit Forensik geliebäugelt (zu unappetitlich), dann kurz über Theaterwissenschaften nachgedacht (zu naheliegend), um mich schließlich als erste Wahl für den Kurs mit dem kryptischen Titel *Geheimnisse des geschriebenen Wortes* einzuschreiben. Der Kursleiter – ein Typ namens Dr. Weston A. Xavier – hatte in der Hochglanzbroschüre keinerlei Infos über seinen Kurs zur Verfügung gestellt. Nichts als ein Titel und ein Name, hier ankreuzen und gut. Dieser mysteriöse Mangel an Informationen war es, der letztendlich den Ausschlag gab. Ich kreuzte das Kästchen an, schickte meine Bewerbung weg und hoffte auf etwas Wunderbares. Dr. Weston A. Xavier enttäuschte mich nicht: Mehrere Wochen später erhielt ich einen Brief in wunderschöner Handschrift, der sogar mit echtem Wachs versiegelt war.

*Liebe Teilnehmer,
ich freue mich darauf, euch im Juni begrüßen zu dürfen.
Bevor wir loslegen, habe ich aber noch eine Bitte, nämlich dass ihr jegliche Laptops, Handys und auch alle sonstigen technischen Spielereien, mit denen ihr euch einloggen und abtauchen könnt, zu Hause lasst.*

Das ist nicht leicht, aber ich ersuche euch, euch dieser Herausforderung zu stellen. Wir verfahren nach dem Ehrenkodex, und ich vertraue darauf, dass es funktioniert. Mit eurer Unterschrift verpflichtet ihr euch vertraglich, für die Dauer unserer vierwöchigen Zusammenarbeit auf eure Gerätschaften zu verzichten. Nehmt ein Notizbuch und etwas zum Schreiben mit, mehr braucht ihr nicht.

Mit besten Grüßen

X.

»Das klingt verdammt nach Verschwörung«, war Carols Kommentar, als ich ihr den Brief gezeigt hatte. »X? Er nennt sich X?«

»Nicht mal Doctor X. Nur X.«

»Was für ein Depp«, murmelte Carol und ließ elegant die Finger über ihr Smartphone gleiten.

»Online ist überhaupt nichts über einen Weston A. Xavier zu finden«, informierte ich sie. »Es ist ein Pseudonym, Carol, hallo?« Ich musste zugeben: Ich war fasziniert.

»Oh, Verzeihung«, sagte Carol. »Mr Pseudonymus X natürlich. Mr Präventiöses Monogramm. Klingt wie ein geheimes psychologisches Experiment, bei dem irgendein Kerl, der vermutlich voll der *Perversling* ist, abchecken will, ob ihr es ohne den Sog überhaupt aushaltet.«

Der Sog: Das ist Carol-Sprech für TumblrTwittFace-Gram, wo sie im Grunde genommen ihr Leben zubringt, abgesehen von ein paar kurzen Abstechern zur Schule, zum Ballettstudio und zu Dairy Queen.

»Wer sagt, dass er ein Perversling ist? Wahrscheinlich ist er nur ein einsamer, frustrierter Kerl vom Typ J. Alfred Prufrock, der lieber in Yale unterrichten würde statt in irgendeinem pseudoakademischen Provinz-Highschool-camp.«

»Ich meine ja nur«, sagte Carol und schwenkte den Brief vor meiner Nase hin und her. »Vielleicht ist das deine goldene Eintrittskarte, und – oh, warte mal, oh mein Gott! – wenn du es schaffst, einen Monat lang die Finger von deinem Handy zu lassen, gewinnst du am Ende eine Schokoladenfabrik!«

Ich verdrehte die Augen. Verschwörung hin oder her – ich freute mich auf eine Auszeit vom ständigen Rummel der modernen Technologie. Erstens bin ich im Sog eher eine Art stiller Beobachter als ein aktiver Teilnehmer. Für mich ist das wie die Büchse der Pandora: Es stellt eine ständige Bedrohung für mein Seelenheil dar. Zweitens habe ich die schlechte Angewohnheit, kleine, teure Dinge zu verlieren oder kaputt zu machen (meine Zahnspange, meine Kontaktlinsen), sodass ich, als ich schließlich auf Drängen meines paranoiden Vaters nachgegeben und mir zwecks unvorhersehbarer Notfälle ein Handy habe aufschwätzen lassen, mit etwas bedacht wurde, was das Mobiltelefonäquivalent zu einem Jurassicpark-Dinosaurier darstellt. Und die berühmt-berüchtigten unvorhersehbaren Notfälle? Bis jetzt ist noch keiner eingetreten. Bislang hat sich der Dinosaurier nicht als Lebensretter erwiesen, sondern als bessere Nabelschnur, die mich mit mehr Lärm und Wirrwarr verbindet, als mir lieb ist. Drittens: Es

ist mir körperlich unmöglich, SMS nicht in vollständigen Sätzen und Wörtern abzufassen, die all ihre naturgegebenen Buchstaben enthalten. Bis ich auf, sagen wir mal, eine dringende SMS von Carol (»omg, haste gehört????????«) in meiner mühsamen, umständlichen Art mit korrekter Großschreibung und sorgfältiger Interpunktion eine Antwort reingehackt habe (»Nein. Habe ich etwas verpasst? Erzähl doch mal!«), schickt Carol mir in der Zwischenzeit schon immer circa drei noch dringlichere Nachrichten. Ich komme mit Latein klar, ich kann den lieben langen Tag *amo, amas, amat* rauf- und runterbeten, aber in SMSisch bin ich ein Totalausfall und hinke ständig hinterher.

Egal. Ich hatte noch ein paar kostbare Stunden vor mir, bis ich mich für vier Wochen X und dem technikfeindlichen Leben ergeben musste. Carol und ich futterten unser Blizard-Eis im Münch. Das Faltdach war offen, und das Sonnenlicht, das schräg durch die Bäume fiel, wurde langsam weich und warm wie Honig – genau jene Art Licht, die einen nostalgisch stimmt und Dinge vermissen lässt, die noch nicht mal vorbei sind. Das war unser Abschiedstrip zu Dairy Queen, denn Carol würde schon ganz bald zu ihrem eigenen Sommerabenteuer aufbrechen, einer wahn-sinnig elitären Ballettschule in New York City.

»Weißt du«, meinte Carol mit nachdenklicher Stimme, »in New York kann man früh um vier ein Riesensandwich oder ein ugandisches Gemüseomelett oder sonst was auf der Straße kriegen, aber ich glaube nicht, dass es dort Dairy Queen gibt.«

»Echt jetzt?«

»Echt jetzt. Kein Blizzard-Eis.«

»Geht ja *gar* nicht. Vielleicht muss ich mir das mit New York noch mal überlegen.«

Carol schob sich mit Nachdruck die Sonnenbrille in die Haare und warf mir einen scharfen Blick zu. »Du überlegst dir das nicht noch mal, Glo. Wenn du dich *echt* von diesem Stipendium ködern lässt, dann ... dann ... keine Ahnung, was ich dann mache. Sterben vielleicht?«

»Du wirst nicht sterben und ich werde das Stipendium nicht annehmen.«

Carol verengte die Augen und suchte in meinem Gesicht nach Anzeichen von Halbherzigkeit. »Versprochen?«

»Versprochen.«

»Gut. Denn, meine Liebe, der große Plan steht. Der große Plan übertrumpft das Stipendium. Wenn nötig, werde ich dir das ins Gesicht tätowieren.«

Das Stipendium, das Stipendium. Ständig lagen mir alle damit in den Ohren und ich hatte es dermaßen satt, darüber zu reden, dass ich hätte schreien können. Es ist nämlich so, dass ein Platz im staatlich finanzierten Strebercamp automatisch als Freifahrtschein für die University of Kentucky gilt, auch UK oder die »Flaggschiff-Universität« des Bundesstaats genannt. Der eigentliche Sinn und Zweck besteht vermutlich darin, dass Kentucky seine Streber an sich binden muss, um dieses barfüßige, dumpfbackige Kentucky-fried-Stigma loszuwerden. Aber wisst ihr, was? Lasst mich bloß damit in Ruhe. Ich hab diesen Bullshit total satt.

Flaggschiff. Das Wort beschwört Piraten, Totenköpfe mit gekreuzten Knochen und Jungfrauen in Nöten herauf,

die gezwungen werden, über die Planke zu gehen. Ein romantisches Wort, dass null Komma null zu der bemerkenswerten *Un*-Romantik passt, auf ein College zu gehen, das sich innerhalb eines Sechzig-Meilen-Radius' des Ortes befindet, an dem man aufgewachsen ist. Und der große Plan? Nun ja, *der* war romantisch. Carol und ich wollten nach New York ziehen, sobald wir mit der Schule fertig waren. Sie würde Tänzerin werden und ich Schauspielerin, und wir wären ständig blank, aber unser Leben wäre fantastisch und voller Geheimnisse, Intrigen und heimlicher Liebschaften. Die Details des großen Plans waren noch nicht ganz ausgegoren, aber eine gemeinsame, mit Lichterketten dekorierte Wohnung gehörte definitiv dazu, so viel stand fest.

»Klar«, sagte ich. »Der Plan steht.«

Carol wirkte erleichtert. Sie stocherte mit ihrem Löffel an einem Keksstück herum. »Dann müssen wir also ganz old-school kommunizieren? Mit richtigen Briefen, Briefmarken und allem?«

»Jap.« Ich wurde schon aufgeregt, wenn ich nur daran dachte. Vor allem an die Briefmarken. Vor allem daran, dass Carols Briefe und Postkarten in einem richtigen Briefkasten liegen würden. Das Strebercamp rückte langsam in greifbare Nähe und mich durchlief ein nervöses Kribbeln.

»Okay«, sagte Carol. »Aber erwarte nicht von mir, dass ich furchtbar produktiv bin. Ich mache dich persönlich dafür verantwortlich, wenn ich ein Karpaltunnelsyndrom am Arsch kriege.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass sich deine Karpalknochen in den Handgelenken befinden, nicht am Arsch.«

»Na, dann leck mich am Karpalknochen, du dumme Nuss.«

Wir lachten uns schlapp, aber eigentlich versuchten wir nur verzweifelt, nicht daran zu denken, dass wir den ganzen Sommer ohne einander verbringen würden. Die Vorfreude, die ich einen Augenblick zuvor noch empfunden hatte, wich plötzlicher Panik. Es erschien mir ausgeschlossen, undenkbar, dass Carol und ich (durch 800 Meilen!) getrennt wären, und zwar zum ersten Mal in der Geschichte einer Freundschaft, die an jenem Tag begann, an dem die dünne, kleine Carol aus Alaska in den Sprach- und Literaturunterricht der sechsten Klasse hereingeschneit war. Statt die für Neue übliche Zurückhaltung an den Tag zu legen, benahm sie sich, als würde die Schule *ihr* gehören. Wie mit so vielem, was ich am allerliebsten mag, ging es mir auch mit Carol: Am Anfang konnte ich sie nicht ausstehen. Eine Balletttänzerin? Aus *Alaska*? Sie hätte ebenso gut ein Einhorn von der dunklen Seite des Mondes sein können. Später fand ich heraus, dass wir nicht nur ein unheilvolles Geburtsdatum gemein hatten (nämlich die Iden des März), sondern auch beide nach unseren Großmüttern benannt waren. Gloria und Carol: zwei total greisenhafte Namen in einer Klasse, in der es nicht weniger als drei Mädchen namens Kayla gab – lächerlicherweise alle drei auch noch so hübsch, als wären sie einem Hochglanzmagazin entsprungen. Ich nahm es als Zeichen, und der Rest ist, wie es so schön heißt, Geschichte.

Unser Freund und blinder Passagier, der Schmetterling, saß noch immer auf der Frontscheibe und klappte seine prachtvollen blauen Flügel auf und zu. Nennt es Übertreibung, nennt es, wie ihr wollt, aber ich sage euch, es sah aus, als würde er winken, als würde er *auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, auf Wiedersehen* sagen. Eindeutig ein weiteres Zeichen des Universums. Es ist wichtig, solchen Dingen Beachtung zu schenken. Wir kratzten unsere Blizzards aus und stellten die Sitze zurück, um eine Weile in den dunkler werdenden Himmel hinaufzublicken, und saßen schweigend da, während Carols Handy summt und damit anzeigte, dass Nachrichten von Oscar, dem kubanischen Halbgott, eingetroffen waren. »Ich gehe einfach nicht ran«, sagte Carol und sah mit einem Grinsen zu mir herüber. »Da siehst du mal, wie sehr ich deinen technikfeindlichen Arsch vermissen werde.«

Ich bin überhaupt nicht der weinerliche Typ oder so, aber als ich Carol schließlich vor ihrem Haus absetzte, gelang es mir nur mit knapper Not, ein lautes Schluchzen zu unterdrücken. Wir umarmten uns wie verrückt und versprachen zu schreiben.

Ich war noch keine drei Minuten zu Hause, als mein Dad mich mit diesem Blick ansah, mit dem er mich bereits seit Tagen bedachte. Der Blick sagte: *Hast du schon gepackt? Warum packst du nicht endlich?*

Wenn es eins gibt, was ich nicht packe, dann ist das im Voraus zu packen. Ich meine, wenn die Hälfte von dem Zeug, was man braucht, zugleich das ist, was man gerade

am Leib trägt oder zum Schlafen anhat oder morgens benötigt, um sich die Haare zu waschen und die Zähne zu putzen, was macht es dann für einen Sinn, erst alles zu verstauen und dann wieder rauszuholen? Lächerlich. Aber um meinen Vater zu beschwichtigen, igelte ich mich in meinem Zimmer ein, um mit dem »Packen« anzufangen.

Zuerst schaltete ich meine Nachdenk-Playlist auf meinem iPod ein, damit ich nachdenken konnte. Danach checkte ich den Sog mit einer Bewegung, die sich, wie mir klar wurde, inzwischen zu einem Automatismus entwickelt hatte, eine körperliche Reaktion auf einen physischen, realen Zwang, ganz ähnlich dem Drang zu gähnen oder zu pinkeln. Nachdem ich viel zu lang darüber gegrübelt hatte, was als witzige und intelligente Verabschiedung geeignet wäre, entschied ich mich schließlich für »Gloria Aaron Bishop macht sich hiermit bereit für den Sprung ins kalte Wasser. So süß ist Trennungsschmerz. Schönen Sommer, ihr Lieben!« Es machte mich ganz kirre, wenn ich daran dachte, was ich alles verpassen würde – und bereits in den 13 Sekunden nach dem Runterfahren meines Laptops verpasst hatte –, aber es war auch total aufregend, und ich konnte es kaum erwarten, dass mein Leben im Strebercamp losging.

Am Ende beschloss ich, mit leichtem Gepäck zu reisen und nur zwei Bücher mitzunehmen: meine heißgeliebte Ausgabe von *Wer die Nachtigall stört* und das Gloria-Bishop-Sammelalbum handschriftlicher Texte, kurz GBS genannt. Ersteres gehörte ursprünglich meiner Großmutter Gloria, besser bekannt als GoGo. Als ich nach ihrem

Tod den Münch erbt, entdeckte ich das Buch im Handschuhfach unter einem Haufen Taschentücher mit Lippenstiftabdrücken, einem unbezahlten Parkknöllchen und einer hammerharten Sonnenbrille, die einem voll katzenhafte Augen macht. Ich erkannte darin das uralte Exemplar wieder, aus dem GoGo mir immer als Kind vorgelesen hatte. Als ich das Buch in der neunten Klasse lesen sollte, konnte ich GoGos Stimme geradezu in meinen Gedanken hören, während ich mich durch die Seiten arbeitete. Es ist und bleibt für immer und ewig mein absolutes Lieblingsbuch, und GoGos persönliches Exemplar zu entdecken, war, als hätte ich den Heiligen Gral gefunden.

Jetzt wäre vermutlich der richtige Zeitpunkt, euch mehr über GoGo zu erzählen, darüber, wie toll sie war und wie ganz und gar einzigartig, aber das macht mich zu traurig. Das muss noch warten. Stattdessen erzähle ich euch lieber was über das Buch: Überall darin befanden sich Unterstreichungen und Randbemerkungen in GoGos Handschrift, *und* – und das ist das Beste daran – eine Karte aus München, die an GoGo adressiert und von irgendeinem mysteriösen Mann namens Robert unterschrieben war. Robert hatte nicht wirklich was Weltbewegendes zu berichten (*Grüße aus der Weltstadt mit Herz! Am Donnerstag geht's weiter nach Hamburg. Komme am 1. Juni zurück. Robert*), aber die Handschrift war echt Hammer und die Briefmarke noch viel mehr.

Die Postkarte aus München war nicht nur ein Zeichen des Universums, dass »Münch« tatsächlich der perfekte Name für mein neues Gefährt war, sondern wurde auch

das erste Fundstück in meinem Sammelalbum. In den darauffolgenden Monaten und vor allem seit dem Eintreffen des Briefes von X hatte sich das GBS zu einer ziemlich umfassenden Sammlung von Dingen entwickelt, die mir zufällig in den Schoß gefallen waren und die alle auf die eine oder andere Weise mit dem handschriftlichen Wort zu tun hatten. Es war genau wie bei den Schmetterlingen: Als ich es erst mal auf dem Schirm hatte, entdeckte ich an allen Ecken und Enden handschriftliche Notizen. Erst an diesem Abend hatte Carol mir beim Dairy-Queen-Drive-in einen zerknitterten Dollarschein gegeben, auf den jemand mit violetter Filzstift die Worte ZU VIEL ODER NICHT GENUG? gekritzelt hatte. Ha. Die uralte Frage.

Bevor ich das GBS in meiner Reisetasche verschwinden ließ, klebte ich Carols Dollar auf eine Seite, auf der schon eine Liste pappte, die ich eine Woche zuvor auf dem Grund meines Einkaufswagens bei Target entdeckt hatte:

Feuchttücher

Windeln

Batterien

Wattestäbchen

Klopa

Socken für P

Damit hatte ich für heute Abend alles erledigt. Ich schlief auf der Tagesdecke ein, und das Licht brannte noch, so dass ich das Folgende vielleicht auch nur geträumt oder erfunden habe. Wer weiß?

Ungefähr um Mitternacht kam mein Vater herein, der großen Wert darauf legt, mein Zimmer nur im äußersten Notfall zu betreten. Zum ersten Mal seit Jahren – oder vielleicht sogar zum ersten Mal überhaupt – brachte er mich so richtig zu Bett. Ehe er das Licht ausschaltete, beugte er sich herunter, streichelte mit der Hand über meine Stirn und flüsterte mir ins Ohr: »Ich werde dich vermissen.«

Wenn ich im Strebercamp eines gelernt habe, dann, dass es einen ganz eigenen und völlig unterschätzten Reiz hat, andere zu vermissen und vermisst zu werden.



Der verrückte Hutmacher

Das Strebercamp heißt natürlich nicht wirklich Strebercamp. Es nennt sich (äußerst hochtrabend) »Kentucky Sommerprogramm für hochbegabte und besonders talentierte Schüler«. Was höchst amüsant ist, weil ich mich nicht wirklich als sonderlich begabt betrachte. Und so cool es auch wäre, an GoGos heiß geliebte Alma Mater zu gehen (Ich kann sie direkt sagen hören: »Das College ist ein Privileg, mein Schatz, kein Anrecht! Stipendien wachsen nicht auf Bäumen! Sei dankbar dafür, alles andere wäre verrückt!«), habe ich mich offenkundig nicht fürs Strebercamp beworben, um mir damit ein Stipendium an der Flaggschiff-Universität von Kentucky zu sichern, wo ich es doch kaum erwarten konnte, hier endlich die Biege zu machen. Ich wollte den Sommer einfach auf einem Collegecampus verbringen – einem x-beliebigen Collegecampus –, wenn es euch interessiert, warum ich mich wirklich angemeldet habe. Ich wollte in einem *Studentenwohnheim* wohnen. In meiner Vorstellung versprach das Wohnheimleben genau das, was sich jedes Einzelkind erträumt: nämlich ein ähnlich faszinierendes Chaos wie das, das zum Beispiel bei Carol zu Hause mit ihren Eltern und ihren

drei Brüdern herrscht, wo *immer* aus irgendeinem Zimmer mysteriöse Jungsmusik plärrt und wo *immer* tonnenweise leckeres Zeug im Kühlschrank lagert. Ein Studentenwohnheim! Ich war total begeistert.

Meine Begeisterung verpuffte ungefähr drei Sekunden, nachdem mein Dad und ich auf dem Campus des Morlan Colleges angekommen und auf den Parkplatz hinter Reynolds Hall eingebogen waren, wo die Mädelsfraktion des Strebercamps den Sommer über wohnen würde. Der Parkplatz war überfüllt mit Autos, die in zweiter Reihe parkten, und Eltern und Freunden und einem grauenhaften Sammelsurium von dermaßen viel Krimskrams, dass man hätte meinen können, die Mädchen hätten allesamt für einen ausgedehnten Aufenthalt auf dem Mars gepackt. In typischer Gloria-Manier hatte ich auf den letzten Drücker gepackt und es geschafft, alles, was ich meiner Meinung nach brauchen konnte, in eine einzige riesige Reisetasche zu stopfen, die mein Dad ganz heroisch die Treppen zu Zimmer 317 hinaufschleppte. Ich folgte ihm mit meinem unverzichtbaren Lieblingskuschelkissen und meiner unverzichtbaren Lieblingslampe (das Ding ist echt cool; es hat ursprünglich GoGo gehört und ist aus einer alten Chiantiflasche gemacht), denn wenn ich eins nicht ausstehen kann, dann sind das solche Neon-Deckenleuchten, wie sie in meiner Vorstellung für Studentenwohnheimzimmer typisch sind.

Als wir an der Tür ankamen, war ich ungefähr so drauf wie ein Reh, das mit weit aufgerissenen Augen in die Frontscheinwerfer glotzt, was mein schlauer Dad als sein

Stichwort verstand, mich von hier an alleine weitermachen zu lassen. Er umarmte mich von der Seite und drückte mir eine Prepaid-Telefonkarte in die Hand. »Für den Festnetzanschluss in deinem Zimmer«, erklärte er. »Und, Gloria, mein Schatz« – und das darauf Folgende sprach ich mit ihm mit, weil es nun mal sein *Dauerbrenner* ist. Ich kann mich darauf verlassen, es mindestens einmal, wenn nicht sogar sechsmal am Tag zu hören – »denk dran, deinen Kopf zu benutzen.« Wie eine Art Gedächtnisstütze küsste er mich auf die Stirn, als wolle er sagen: *Das ist dein Kopf, Gloria, benutze ihn*, und begab sich auf den Rückweg die Treppe hinunter.

Es hat viele Vorteile, mit einem alleinerziehenden Vater aufzuwachsen, und einer davon besteht darin, dass Väter bei der Verabschiedung kein Theater machen. Sie gucken einen vielleicht mit schwimmenden Augen an und geben einem eine Seitumarmung mit dem stummen Versprechen, wiederzukommen, aber sie haben ein verdammt gutes Gespür dafür, zu merken, wann es Zeit ist, zu gehen.

Abgesehen von einer ziemlich grauenvollen Leuchtstoffröhre hatte Zimmer 317 zwei Betten vorzuweisen, von denen eines bereits von einer makellosen weißen Steppdecke und einem Berg Dekokissen erschlagen wurde, die den Eindruck erweckten, als wären sie von einer Profidesignerin um die Dreißig arrangiert worden. Ich ging rückwärts aus dem Zimmer und überprüfte die Nummer an der Tür, um sicherzugehen, dass ich mich nicht aus Versehen in die Zentrale der gefürchteten Wohnheimbetreue-

rin Jenny verirrt hatte, einer übereifrigen Strebercamp-Absolventin und jetzigen Morlan-Studentin, die im letzten Monat meinen Posteingang mit absolut nutzlosen »nützlichen Tipps und Erinnerungsschreiben« vollgemüllt hatte. Nein: 317. Home sweet home. Ich steckte GoGos Lampe ein, warf meine Tasche auf die noch nicht okkupierte Matratze und nutzte die Gelegenheit, die Sachen meiner Mitbewohnerin unter die Lupe zu nehmen, während sie weg war.

Auf einem Regalbrett über ihrem Schreibtisch standen massenhaft Fotos von der Sorte, über die ich mich prinzipiell lustig machte, die mir jetzt aber äußerst hilfreich dabei waren, herauszufinden, was Sache war. Im größten Rahmen befand sich ein Foto meiner Zimmergenossin (JESSICA, wie ich den dicken pinkfarbenen Buchstaben entnahm, die unten aufs Bild geschrieben waren), wie sie gerade – ohne Scheiß – Sarah Palin die Hand schüttelte. JESSICA trug einen schicken, schmal geschnittenen Hosenanzug und verfügte über das weißeste Gebiss, das ich je gesehen hatte. Eine Kopie desselben Killerlächelns strahlte mir auch von anderen Bildern entgegen, die mir den Fotobeweis für SCHWESTERN lieferten (allem Anschein nach war Jessica eine von dreien), außerdem für TRUE LOVE (Jessica überragte ihren Freund ein Stück) und für BEST FRIENDS (Jessica und ihre Mädelsgang hatten alle exakt die gleichen Riesensonnenbrillen auf). Es juckte mich in den Fingern, Carol eine SMS zu schreiben: *Ich wohne mit Barbie zusammen! Hol mich hier raus!*

Ich war gerade drauf und dran, mich verunsichern zu

lassen und mir zu wünschen, ich hätte etwas Anständiges zum Anziehen mitgenommen oder zumindest mehr aus meiner privaten Bibliothek, damit ich auch was auf mein Regalbrett stellen könnte, um der Welt zu zeigen, wer ich war, als JESSICA in natura hereinstolzte kam. Sie war am Handy und sprach so schnell, dass ich kaum verstand, was sie sagte.

»Ich weiß. Hammer, oder? Sie ist von meinem Zimmer aus im wortwörtlichen Sinne nur ein paar Türen weiter den Flur runter, und ohne Scheiß, er hat sie gerade hier abgesetzt und vor locker 50 Leuten auf den Mund geküsst, oh mein *Gott*. Warte, bleib mal eben dran.«

Meine neue Zimmergenossin strahlte mich an und umarmte mich so fest, dass man meinen konnte, wir würden uns seit Jahren kennen. Normalerweise stehe ich nicht so auf spontanen und unnötigen Körperkontakt, aber ich war irgendwie davon gerührt, wie natürlich die Umarmung bei diesem Mädchen rüberkam, als wäre Zuneigung eine Sprache, die sie mühelos und fließend beherrschte.

»Hi!«, sagte Jessica mit einem lauten Bühnenflüstern – vermutlich aus Rücksicht auf denjenigen am Telefon. »Ich bin Jessica. Politikwissenschaft. Kevin Donnelly steht in eben dieser Sekunde allen Ernstes auf unserem Flur ein Stück den Gang runter und ich bin ihm *hier* einfach so über den Weg gelaufen. Das ist voll verrückt! Nur ein paar Meter weiter ist seine Freundin, und sie ist so supersüß, und sie sind mehr oder minder schon von Geburt an ein Paar, und du wirst sie lieben. Warte mal kurz.«

Dann wieder ins Handy: »Was? Nein. Ich habe mit mei-

ner Mitbewohnerin gesprochen. Warte. Sorry, wie heißt du gleich wieder?«

Ich hatte weggesehen und versucht, darauf zu kommen, wer Kevin Donnelly war und wo ich den Namen schon mal gehört hatte. Es dauerte eine Sekunde, bis ich kapierte, dass der Wechsel ins Bühnenflüstern bedeutete, dass Jessica wieder mit *mir* sprach.

»Oh! Gloria. Ich heiße Gloria. Hi.« Ich machte eine sinnlose kleine Winkbewegung.

Jessica nahm meine Hand und drückte sie fest. Sie hielt das Telefon ein Stück vom Mund weg und flüsterte: »Gloria, oh mein Gott, wir werden so viel *Spaß* haben. Bin gleich wieder da. Ach, und nimm dir was aus dem Kühlschrank, wenn du Durst hast.«

So schnell, wie sie hereingeschneit war, verschwand sie auch aus dem Zimmer, ihre Stimme wieder auf Normallautstärke, aber noch immer im Turbospeed-Modus am Handy. Ich wollte gerade wieder den Kopf hängen lassen, doch dann drehte ich mich um, um Jessicas winzigen Kühlschrank zu öffnen, auf dem ein Aufkleber prangte, den ich auch schon auf diversen Elternautos am Parkplatz gesehen hatte: COAL COALITION stand darauf. Ich hatte auch andere, fast identische Aufkleber gesehen, aber mit einer Botschaft, die wohl ans andere Lager appellierte: SOL COALITION.

Tja. Ich wünschte, ich könnte berichten, ich wäre die Sorte Mensch, der, wenn er mit der Nase auf den Stoßstangen-Aufkleber-Beweis eines umweltpolitischen Krieges gestoßen wird, welcher in eben jenem Bundesstaat tobt, in

dem man geboren und aufgewachsen ist – in dem Staat, in dem man momentan von mir erwartete, als verdammtes Vorbild zu fungieren –, sich tatsächlich schon intensiv mit diesem Thema beschäftigt hat und sich vielleicht sogar auf die eine oder die andere Seite geschlagen hat. Die schreckliche und beschämende Wahrheit ist jedoch: Vor meiner Ankunft im Strebercamp hatte ich das mit der Gipfelabsprengung der Berge zwecks Kohleabbaus überhaupt nicht auf dem Schirm. Wenn es angesichts von Jessicas Sticker bei mir klingelte, dann nur ganz vage. Hätte ich raten müssen, hätte ich vermutlich gesagt, Coal Coalition wäre eine Band – eine alte Bluegrass Band vielleicht, die in entlegenen Teilen Kentuckys eine große Nummer war, nicht aber im großartigen, strahlenden Louisville, wo derlei Bands ganz klar out sind. *Coal Coalition*. Ist doch wirklich ein guter Name für eine Band, oder? Mit einem sexy schmuddeligen Frontsänger mit verführerischem Blick in den weidwunden Augen? Ja, wahrscheinlich dachte ich, es wäre eine Band, denn genau das tut man, wenn man keinen Schimmer hat: Man schließt aus seinem eigenen begrenzten Erfahrungsschatz auf alles, was man sieht und womit man in Berührung kommt.

Es beschämt mich zuzugeben, dass ich zu diesem Zeitpunkt rein gar nichts über ein Thema wusste, das in den folgenden Tagen und Wochen in meinem Denken die zentrale Rolle einnehmen sollte, aber es entspricht nun mal der Wahrheit: In diesem Moment juckte mich die Coal Coalition null – egal, ob sie nun eine Band oder eine Partei war. Ich war ausschließlich mit Jessicas Kühlschrank be-

schäftigt, der mit perfekt aufeinander gestapelten Ale-8-One-Flaschen gefüllt war, und zwar Langhalsflaschen – die mag ich am liebsten. Vergesst den ganzen Technikram! Wenn ich auf dieser Welt wirklich nach was süchtig bin, dann nach Ale-8-Limo. Der Trank der Götter, Freunde. Ungelogen. Ich nahm einen kräftigen Schluck, der nach Ingwer schmeckte, und bekam postwendend ein schlechtes Gewissen wegen der SMS, die ich im Geiste schon an Carol aufgesetzt hatte. Exakt in dem Moment, als ich beschlossen hatte, dass Jessica und ich wie Feuer und Wasser waren, dass wir uns hassen würden und es nichts als Theater geben und der Sommer voll Scheiße werden und wir alle in große schwarze Löcher fallen würden und so weiter und so fort, fand ich einen Minikühlschrank voll mit verdammtem Göttertrank. Vielleicht durfte man eine Limo nicht als Zeichen werten, vielleicht (oder sogar wahrscheinlich) war das nichts, worauf man eine Meinung gründen sollte, aber in meinem Kopf war das der Beweis dafür, was Atticus Finch darüber sagt, wie es ist, die Welt mit Boo Radleys Augen zu sehen. An den genauen Wortlaut kann ich mich nicht erinnern, aber im Prinzip läuft es auf das hinaus, was auch Walt Whitman in diesem Gedicht geschrieben hat, das ich letztes Jahr in Englisch auswendig lernen musste: nämlich, dass die Menschen echt völlig verschiedene Facetten haben.

Nebenbei bemerkt spielte das Wetter ziemlich verrückt. Die ganze Woche über war es so nervtötend heiß gewesen, wie man es von Zentral-Kentucky im Juni erwarten würde,



Sarah Combs

Schmetterlingswochen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-570-31048-9

cbj Jugendbücher

Erscheinungstermin: März 2018

Die Magie der Schmetterlinge

Als die 17-jährige Gloria im Sommercamp zum ersten Mal auf Mason trifft, hält sie ihn für einen egozentrischen Schwachkopf. Überhaupt, wo ist sie hier bloß gelandet, wenn ihr gemeinsamer (anonymer!) Literatur-Dozent sie auf seltsame Schnitzeljagden schickt? Doch was turbulent beginnt, wird zu einem unvergesslichen Sommer der überraschenden Freundschaften und der beflügelnden Selbstfindung.



[Der Titel im Katalog](#)